

Der Schmuggler

Autor(en): **Schaffner, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **4 (1928-1929)**

Heft 7

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-708556>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wenn sie auch diesen Spuk genau kannten, Aehnliches mochte sich hier wohl schon ereignet haben.

Neben ihnen gurgelte durch Erlengebüsch geheimnisvoll der Bach, von dem niemand recht wusste, wo er eigentlich her kam. Die Glocke auf dem Dach schwang lautlos hin und her und wie sie recht hinsahen, hockte daneben auf dem First eine riesige Eule und glotzte herunter.

Von der Gwidenfluh hernieder aber schrie in diesem Augenblick wieder einer ihrer Gefährten und sein Rufen lief über alle Hänge weithin durch die Mitternacht.

Binggis aber deutete an dem brennenden Kopf noch herum, als der Krieg schon längst zu Ende und er wieder endgültig in sein stilles Dorf an der Wyna zurückgekehrt war.

Der Schmuggler.

Episode aus der Grenzbesetzung,
von Karl Schaffner, Zürich.

Eintönig rauschte der Regen vom bleigrauen Himmel. Schwernasse Wolken schleppten sich über die dichtbewaldeten Käme des Blauen und füllten jede Wald- und Berglucke mit nebligen Fetzen. Ueberall rauschte es und tropfte ohne Unterlass, als wollte die Natur selbst sich auflehnen gegen dieses Uebermass des nassen Segens. Von unten herauf grüsste aus dem Regenschleier die alte Wallfahrtskirche von M und über dem dunstigen Walde, der den vor uns liegenden Hügelrücken bedeckte, war in der Nebelferne die Burg Landskron sichtbar. Hin und wieder verriet ein dumpfes und oft gewaltig anschwellendes, fernes Rollen und Brummen wie von einem herannahenden Gewitter, die nicht allzu weit entfernte Front, wo sich die Angehörigen zweier feindlicher Parteien schon seit langer Zeit in zäh verbissenem Kampfe gegenüberlagen.

Der Gedanke allein an diejenigen, die bei solch gruslichem Wetter noch stets mit einem und oft mit beiden Füßen im Grabe standen, hätte eigentlich genügen müssen, uns unser Los noch ganz erträglich erscheinen zu lassen. Doch die Zufriedenheit ist eine gar seltene Blume und so stapften wir denn hier am Waldessaume missmutig durch den glitschigen Schmutz, in den sich die einst blühende Wiese durch die nun schon seit zwei Jahren hier herumtrampelnden Soldatenschuhe verwandelt hatte. Fluchend schmettete ich endlich den Kolben meines Gewehres auf einen mossbewachsenen Baumstumpf, der einsam am Waldrande stand und der schon oft Zeuge manches echt soldatischen Kraftwerkes geworden war.

«Wenn doch nur der T diesen ewigen nassen Segen holen würde!» polterte ich los. Und es war auch ganz danach. Schon seit drei unendlich langen Tagen dauerte diese ununterbrochene Stündflut und noch war gar keine Hoffnung auf Besserung vorhanden. Ja, das Barometer, das zu unser aller Erstaunen bei unserem Einzuge in der sonst ganz kahlen Wachtstube geblieben war, war noch um etliche Striche gesunken und hatte unsere ohnedies schon kratzbürstige Stimmung nur noch mehr herabgedrückt. Keinen trockenen Faden hatten wir mehr am Leibe und während den einzelnen Wachen blieb uns gewöhnlich alles andere zu tun übrig, als Kleider zu trocknen.

Unter solchen Umständen waren diese und ähnliche Kraftworte, die mir ab und zu entschlüpfen, sicher ehrlich gemeint. Im Bruststone der Ueberzeugung stimmte mir dann auch mein Wachtkamerad, der kleine dicke

Müller, jeweils bei und bemühte sich, mich wenn möglich noch zu übertrumpfen.

«Ein solcher B . . . sinn!» meinte er unter anderem, «stellt man uns hier bei diesem Hudelwetter in ein solch gottverlassenes «Burekaff», wo sich Füchse und Hasen bequem Gutenacht sagen können, ohne befürchten zu müssen, dass man sie dabei stört!»

«? ? ? !»

«Wenn man wenigstens etwa eine lebende Menschenseele zu Gesicht bekäme!» fuhr er nach einigem Stillschweigen grämlich zu räsonnieren weiter, «aber so!» Das übrige verebbte in einem unverständlichen Knurren.

«Verd und zugenäht, recht hast du!» pflichtete ich ihm bei. «Wenn nur wenigstens einmal etwas passieren würde! Aber jetzt sind wir schon seit zwei Monaten in diesem windigen «Negerdorfe» und haben noch nicht einmal einen harmlosen Schmuggler, geschweige denn einen leibhaftigen Deutschen oder gar einen Franzosen zu Gesicht bekommen.»

«Ja, ja, 's ist traurig, wie man uns Soldaten parteiisch behandelt!» seufzte Müller, «da haben die auf den höher gelegenen Beobachtungsposten ein anderes Leben. Die sehen wenigstens doch noch etwas von der Knallerei da drüben und müssen sich nicht wie wir nur mit dem Hm! Da fällt mir gerade etwas ein, was ich dir noch mitteilen wollte!»

Er räusperte sich wichtig und streckte seine kleine Gestalt, indem er zugleich seinen «Gemeindeammann» derart vorreckte, dass ich befürchtete, im nächsten Momente müsste der massive Ledergurt platzen. Ich schaute meinem Kameraden aufmunternd und neugierig zugleich in die treuherzigen wasserblauen Augen und machte mich duldsam auf einen recht «Faustdicken» gefasst.

«Du!» meinte er dann, nachdem er noch einmal kräftig geschluckt hatte, «gestern muss es «drüben» wieder böse hergegangen sein. Einer von der Felsplatte hat es mir erzählt — heute morgen —, die ganze Nacht wären sie auf den Beinen gewesen, um sich keine Phase des aufregenden Schauspiels entgehen zu lassen.»

Die Augen des Kleinen glänzten fieberig und über seine stoppligen Wangen hatte die Aufregung eine heftige Röte gezogen, in der Erinnerung an das Gehörte. Ich besann mich nun auch, dass wir die letzte Nacht recht ungehalten gewesen waren, über den Lärm von «Drüben», der zeitweise so gewaltig zugenommen hatte, dass die Scheiben in unserer Wachtstube ordentlich gezittert hatten. An Schlaf war natürlich nicht zu denken gewesen.

«Weisst du», unterbrach Müller hier meinen Gedankengang, «es muss herrlich gewesen sein. Beinahe wie an einem Seenachtfest in Zürich! Tausende von Leuchtkugeln, die das Gelände taghell erleuchteten, dann wieder farbige — und dazu das Donnern und Krachen und!»

«. . . nun, was noch?» fragte ich den Kleinen ungeduldig, mich rasch nach ihm umdrehend. Und beinahe hätte ich laut herausgelacht. Mit vorgeschobenem Kopf und mit vor Staunen offenem Munde stand dieser da und glotzte mit seinen Aeuglein in die Ferne, als sähe er dort ein strahlendes Wunder. Aergerlich darüber, was wohl schon wieder einen Unterbruch in die recht interessante Unterhaltung gebracht, die schon noch erbaulicher war, als die ewige Schimpferei, die — wie ich glaube — dem Soldaten im aktiven Dienste schon so halb zur zweiten Natur geworden ist, folgte ich dem starren Blicke meines Kameraden.

«Nanu, wer kommt denn da angesäuselt?» meinte dieser eben, wie aus einem Traume erwachend. Auch ich war auf gut deutsch gesagt sprachlos, als ich einen Zivilisten im gemächlichen Spaziergängertempo von M... her, sich über die ausgetretenen Wiesen «heranschlängeln» sah.

Das war an sich schon ein grosses Ereignis und während unseres Hierseins das erste Mal, dass sich jemand in die verbotene Zone der roten Grenzfähnchen verirrt, ausser den für den Verkehr bestimmten Stellen. Daher staunten wir den Näherkommenden an, wie etwa einen Maharadscha im höchsten Festornate. Er trug einen langen Wettermantel und einen grossen Schlapphut, der ihm beinahe das ganze Gesicht verdeckte, was ihn auf einige Entfernung völlig unkenntlich machte. Doch je näher er unserem Standorte kam, desto unruhiger wurde ich, denn diese hohe Gestalt mit dem etwas gebeugten Nacken, diese weitausholenden, federnden Bergsteigerschritte, hätte ich unter hunderten heraus wieder erkannt.

«Du, ich glaube, den kenn' ich doch», unterrichtete ich Müller, der Vorsicht halber, «der ist ja aus Z... und zudem ein guter Bekannter von mir, oder ich will einen Besen fr... mitsamt dem Stiel. — Ich möchte nur wissen, was der hier zu suchen hat!»

«Ob der wohl schmuggeln will?» meinte Müller aufgeregt, indem sich die Flügel seines kleinen gemütlichen Stumpfnäschens kampflustig blähten. «Das wäre doch mal eine Abwechslung — so ein richtiger Schmuggler — und dazu noch wild eingefangen...!»

«Mach doch keine dummen Witze über solch ernste Sachen», fuhr ich den Kleinen an und streifte seine etwas unförmige Gestalt mit einem geringschätzigen Blick. «Du mit deinem «Bierfässchen» wärest mir der Rechte, einen Schmuggler zu fangen! Sei du nur froh, wenn wir mit solchen Kerlen nichts zu tun bekommen; es gibt doch immer nur Scherereien und oft geht's nicht so gemütlich ab, wie du zu glauben scheinst!»

Der Zivilist war unterdessen herangekommen und im Begriff den Hut zu lüften; ich hielt mich absichtlich ein wenig mit zu Boden gewendetem Gesicht im Hintergrunde.

«Halt! Wer da?» empfing ihn Müller streng und kampflustig. Er stand mit gefällttem Bajonett vor dem Manne, der ihn um mehr als Haupteslänge überragte und ihn — wie mag sagt — beinahe in die Tasche stecken konnte, wie ein Kampfhahn mit gesträubten Federn, so dass ich beinahe Respekt vor dem kleinen Kerlchen bekommen hätte.

«Gut Freund», lächelte der Zivilist, den wir hier Frey nennen wollen und den ich immer noch heimlich anstarrte, als wäre er ein Mongole. Wenn er mich nur nicht erkannte, schoss es mir durch den Sinn; dabei hoffte ich halsstarrig auf meinen, beinahe wöchigen Stoppelbart, der nicht gerade zur Verschönerung meiner Wenigkeit beitrug. Ich konnte mir im Momente keine Rechenschaft ablegen über das instinktive Gefühl, das mich dem einstigen Freunde und Waffenkameraden mit Misstrauen entgegentreten liess. Recht froh war ich darüber, dass Müller das Wort führte.

«Ich war auch einmal ein N...er», fuhr Frey zu sprechen fort und schaute mich dabei zum erstenmal schärfer an. Wie Sonnenschein huschte es über sein Gesicht. «Natürlich, da ist doch endlich wieder einmal einer meiner alten Kameraden aus Z..., Servus K...!»

«Nichts da!» fauchte die kleine Müller aufgebracht dazwischen, «glauben Sie vielleicht, wir hätten hier ein Konversationszimmer?»

Erschrocken zog Frey seine Hand zurück, die er mir zum Grusse hingehalten. Unsicher schaute er mich dabei an. Er wusste wohl nicht recht, wie er sich verhalten sollte und mir ging es — offen gestanden — ebenso. Ich wurde den Verdacht nicht los, dass hier etwas nicht stimmen konnte. Was hatte Frey, der zu Hause eine gutbesoldete Staatsstellung bekleidete und ein — soviel ich mich erinnern konnte — geordnetes Familienleben genoss, hier zu tun, und das zu einer Zeit, die ganz und gar nicht zu Ferien oder Spaziergängen geeignet war?

«Seid doch nicht so hitzig, kleiner Mann! Man wird doch noch spaziergehen dürfen!» brachte endlich Frey heraus und wollte wieder auf mich zutreten, während ich die offensichtliche Gedankenübereinstimmung be-



Signaleure im Gebirge. — Signaleurs dans les montagnes.
(Hohl, Arch.)

treffend des Spaziergehens, mir zu Gemüte führte. Doch der Sprecher hatte nicht mit der gewaltig beleidigten Ehre Müllers gerechnet, den der «Kleine Mann» mächtig wurmte.

«Halt!!» donnerte er Frey mit einer Energie an, die ich dem kugelligen Kerlchen nie zugetraut hätte, das sonst die Gemütlichkeit selbst und stets zu Spässen und allerhand Dummheiten aufgelegt war. «Ihr bleibt dort stehen, wo Ihr steht. Wir können uns auch so unterhalten!»

«Sodann wissen wir selbst», fuhr er nach einem tiefen Atemzuge fort, «dass jeder spazieren kann, wo er will, aber Sie wissen ganz genau, dass Sie sich auf verbotenen Gebiet befinden!»

Frey rückte etwas verlegen an seinem Hute. Man sah es ihm an, dass er etwas auf dem Herzen hatte und nicht mit der Sprache heraus wollte. Müller stampfte ungeduldig mit seinem grosskalibrigen Fusse (Schuhnummer Kindersarg), so dass der Schmutz nur so herumspritzte.

«Zum Teufel! So antwortet doch! Was tut Ihr hier?» sprudelte es heraus wie ein Wasserfall. Nach M... gehört Ihr nicht», stellte er sich unwissend. «Die Bauern hier herum kennen wir alle und zum Spazieren scheint mir die Zeit schlecht genug gewählt!»

Ich beteiligte mich mit keinem Worte an der seltsamen Unterhaltung. Mit einem kurzen Kopfnicken hatte ich Frey begrüsst, damit musste er sich zufrieden geben. Uebrigens war ich froh, dass mich der kleine Müller nicht zum Worte kommen liess. Er schien zu fühlen, dass er hier eine Lücke auszufüllen hatte und besorgte das auch auf die gründlichste Weise. Es kam

doch ohnedies so, wie ich es vorausgeahnt hatte. — Frey schluckte und druckste und — rückte endlich mit der Sprache heraus.

Stockend und unter grossen Umwegen erzählte er: Sie hätten ihrer drei Kollegen ihre Ersparnisse zusammengelegt und damit Waren gekauft, von denen sie wüssten, dass mit ihnen «Drüben» etwas zu verdienen sei. Und jetzt seien sie extra nach M. . . . gekommen, weil er vernommen, dass sein ehemaliges Bataillon hier auf Grenzwahe sei. Er habe gehofft, dass er einige seiner alten Kameraden finden würde, die ihn in seinem Vorhaben nicht gerade unterstützen, so doch nicht hindernd in den Weg stellen würden.

Seit einigen Tagen wären sie nun in einem kleinen Nestchen in der Nähe in einem alten Heuschöber ver-



Signaleure im Gebirge. — Signaleurs dans les montagnes.
(Hohl, Arch.)

steckt und warteten nur eine günstige Gelegenheit ab, um einige Koffer mit Sacharin und Nähfaden über die Grenze zu bringen. Doch bis jetzt habe lauter junger Nachwuchs auf Wache gestanden, der dann seinen Vorschlägen stets eine eisige Reserve entgegengebracht hätte. Und wenn ich nun auch noch nein sage, so sei er gezwungen, den Streich ohne Hilfe zu riskieren, auf Hauen oder Stechen. Warten könne er auf keinen Fall länger, denn sein Urlaub gehe zu Ende; er müsse wieder an die Arbeit.

Mir war bei diesen Eröffnungen bald heiss und bald kalt geworden. Ich wusste nicht recht, sollte ich die kaltblütige, vielleicht auch unbewusste Unverschämtheit dieser unzweideutigen Anspielungen bewundern, oder sollte ich darüber lachen. Ich hatte so eine Ahnung, was jetzt kommen würde und täuschte mich dann auch nicht, denn nach einigem Räuspern machte er uns direkt den Vorschlag, ihn und seine Helfershelfer hier durchzulassen. Wir sollten ihm nur sagen, wann wir wieder in einer der nächsten Nächte hier stehen würden. Am liebsten wäre es ihm schon heute, denn dieser Posten sei für die Ausführung wie geschaffen. Am günstigsten sei es wohl mitten in der Nacht, so von zwölf bis zwei, dann habe man am wenigsten eine Ueberraschung zu befürchten, er kenne das schon aus eigener Erfahrung. Wir hätten übrigens gar nichts weiter zu tun, als eines, oder besser noch: beide Augen zuzudrücken. Zum Schlusse bot er uns eine — in Anbetracht der geringen Leistung, wie er sagte — recht ansehnliche Belohnung.

Diese hätte für uns beide, die wir wirklich recht arme Teufel waren, ein kleines Vermögen bedeutet und die Versuchung wuchs riesengross vor uns auf. Der

kleine Müller trat unruhig von einem Fusse auf den andern und sah mich fortwährend fragend an. Ganz kleinlaut war er geworden; doch merkte ich ihm deutlich genug an, dass er am liebsten mit einem lauten Ja herausgeplatzt wäre. Das Angebot war aber auch zu verlockend und ich kämpfte infolgedessen einen kurzen, aber umso schwereren Kampf mit dem Pflichtgefühl des Soldaten, in dem dieser Sieger blieb. Der Gewinn, den die Leute «Drüben» machen mussten, würde allem Anscheine nach ein ganz enormer sein, dass sie mit dem Gelde derart herumwerfen könnten.

«Nein!» entschied ich dann kurz, indem ich die verlockenden Vorstellungen energisch abschüttelte. «Auf solche Sachen lassen wir uns nicht ein. Jetzt nicht und auch nicht später. — Nicht etwa, dass wir den Mammon nicht brauchen könnten. Im Gegenteil — je mehr, desto besser. — Aber erstens geht mir die Sache gewaltig gegen den Strich und zweitens sind wir nun einmal da, um den Schmuggel zu verhüten und nicht, um ihn zu begünstigen!» (Fortsetzung folgt.)

L'Antimilitarisme en suisse.¹⁾

Colonel F. Feyler.

Il ne s'agit pas là d'une œuvre de polémique ni d'un duel entre «militaristes» et «antimilitaristes», mais de l'étude d'un phénomène. Le militarisme n'existant pas en Suisse, comment peut-il se produire un mouvement antimilitariste? Tel est le thème général.

Classant les acteurs de ce mouvement, l'auteur distingue deux groupements principaux, les antimilitaristes de la politique et ceux d'une idéologie. Ces derniers retiennent surtout l'attention, les premiers dépendant de circonstances plus passagères, circonstances électorales et de partis politiques.

L'idéologie est celle du «pacifisme absolu». Sur ce fondement apparaît l'opposition entre l'esprit dit «pacifiste» et l'esprit simplement «pacifique» qui est l'esprit régnant en Suisse. Cette opposition se manifeste dans les méthodes de raisonnement des uns et des autres, le pacifiste affectionnant la méthode métaphysique, le simple pacifique préférant l'observation de la réalité.

Cette réalité quelle est-elle? La plupart des chapitres du volume s'appliquent à la démontrer, en ayant soin de placer la Confédération suisse dans le milieu européen auquel elle appartient. Ils font voir ainsi combien l'idée du désarmement unilatéral de la Suisse est insouciant des circonstances de fait.

Après un examen des questions principales soulevées par la campagne antimilitariste actuelle, l'ouvrage examine l'attitude observée vis-à-vis de la Suisse par les gouvernements voisins et leurs états-majors avant et pendant la dernière guerre; il reproduit, à ce propos, et commente une documentation généralement peu connue du grand public, et dont la connaissance est pourtant nécessaire à une opinion qui cherche à être éclairée.

Un dernier chapitre est consacré à la Confédération suisse selon son statut international contemporain, la Déclaration de Londres du 13 février 1920.

En point final, constatant combien le pacifisme idéologique est éloigné d'une observation des faits même hâtive, combien il se montre peu préoccupé des conditions les plus élémentaires de la réalité, l'auteur con-

¹⁾ Colonel F. Feyler. — L'antimilitarisme en Suisse. 1 vol. in-16, broché frs. 3.—. Librairie Payot & Cie., Lausanne, Genève, Neuchâtel, Vevey, Montreux, Berne.